

„Das war die Hölle“

In Indien wütet Covid-19 gerade besonders übel. Der Religionswissenschaftler Martin Kämpchen kennt das Land wie nur wenige, er widmet sich seit Jahren dem deutsch-indischen Austausch.

Mit CHRIST IN DER GEGENWART teilt Kämpchen einen Brief, den er von einem indischen Ordensbruder erhalten hat.

Von Martin Kämpchen und Prem Anand

Mein Weggefährte Bruder Prem Anand aus Indien gehört zu den „Missionaren der Barmherzigkeit“, dem Orden von Mutter Teresa. Er kümmert sich seit Jahrzehnten rund um Kalkutta um Kranke und Sterbende, hat viele Jahre Lepra-Krankenhäuser geleitet. Die Schwestern und Brüder des Ordens sind in diesen Wochen besonders gefordert, den Covid-Kranken beizustehen. Mehrere Schwestern sind bereits gestorben. In seinem Brief berichtet Bruder Prem Anand von seinen Erlebnissen. Er schreibt mich als „Martinda“ an, das heißt auf Bengalisches „älterer Bruder Martin“.

Dear Martinda, vielen Dank für Deine WhatsApp-Nachricht. Mir geht es so weit gut. Aber viele Ordensschwestern und wenige Brüder und auch einige Bewohner haben ihr Leben durch diese tödliche Pandemie verloren. Die Schwestern der „Missionarinnen der Nächstenliebe“ zahlen einen hohen Preis dafür, dass sie die Tore ihrer Häuser und die Tore ihrer Herzen nicht vor den Armen verschließen. Die Schwestern gehen weiter an die Ränder, zu denen, die man auf den Wegen findet. Sie helfen ihnen, auf welche Weise auch immer sie es können. So setzen sie sich der Ansteckung aus. Aber ich glaube, sie würden es nicht aushalten, drinnen zu bleiben und zu sehen, was draußen geschieht: die langen Reihen von Menschen, die in der Schlange stehen für Essen und Medikamente, die Toten, die auf der Straße verbrannt werden... Gestern erzählte mir jemand, dass Schwestern in Telangana und Andhra Pradesh (indische Bundesstaaten, d. Red.) in die staatlichen Krankenhäuser gehen, um ihre Hilfe anzubieten. Ich bin stolz auf diese Schwestern, die ihr Leben gegeben haben und es weiterhin geben, damit andere das Leben haben können. Mutter Teresa wäre stolz auf sie.

Ende April war ich in Kalkutta bei unserem Bruder Rajit Dung Dung, um ihn zu pflegen. Er war infiziert und es war ziemlich ernst. Ich hatte den aufrichtigen Wunsch, nahe bei jemandem zu sein, der an dem Corona-Virus leidet. Jede Schwester, jeder Priester und jeder einfache Mensch, den ich traf, der die Krankheit hatte und überlebte, hatte meist nur eins zu sagen: „Niemand kam zu uns, man ließ uns einfach in einem Raum allein. Und das war die Hölle.“ Sie alle waren den Ärzten und ihren Lieben zwar dankbar, dass sie sie ins Krankenhaus brachten oder ihnen die Möglichkeit gaben, sich zu Hause zu isolieren. Auch waren sie froh über die Medikamente

und die Nahrung – aber die Angst vor der Krankheit und die Liebe zur Selbsterhaltung zerstörten bei ihren Lieben und Nahestehenden alles andere, was an Menschlichkeit noch übrig war.

Also wollte ich im vollen Bewusstsein der Konsequenzen die Nähe zu einem ernsthaft an der Krankheit leidenden Menschen wagen und sehen, was meine Anwesenheit für ihn bedeuten würde. Es war keine selbstmörderische Entscheidung. Ich traf jede verfügbare und mögliche Vorsichtsmaßnahme – außer dass ich auf diese Ausrüstung verzichtete, die so aussieht, als würde jemand in den Welt-raum fliegen. Meine Tage bei Bruder Rajit Dung Dung begannen mit einem Bad, es folgten Morgengebet, Messe und Frühstück. Dann traf ich mich mit Bruder Rajit, der inzwischen aufgestanden war und seine Mundspülung und sein Bad erledigt hatte. Ich stellte sicher, dass er sein Frühstück einnahm. Das war keine leichte Aufgabe, da er keinen Appetit hatte. Anschließend säuberte ich sein Zimmer mit Desinfektionsmittel, wusch seine Kleidung und hängte sie in die Sonne. Ich ermutigte Rajit, viel Wasser und Obst zu sich zu nehmen und sich auszu-ruhen. Morgens und abends kontrollierte ich seine Temperatur, den Blutdruck und den Sauerstoffgehalt.

Durch meine ständige Anwesenheit wollte ich Rajit daran erinnern, dass Gott uns begleitet, egal was wir sind, wo wir sind – und dass er mit uns leidet, mit uns kämpft.

Bruder Rajit hat einen starken Willen. Er ließ sich nicht so leicht entmutigen, und das war ein Segen. Obwohl er ununterbrochen Husten und Atembeschwerden hatte, glaubte er, dass es ihm gut gehen würde. Ohne viel Überredung inhalierte er dreimal am Tag Dampf. Er verbrachte seine Zeit damit, auf und ab zu gehen, und am Abend, wenn die anderen Brüder in der Anbetung waren, nutzte er die Zeit, um auf dem Gelände herumzulaufen. Sie sehen also, dass er nicht nur voll und ganz damit einverstanden war, dass wir ihm halfen, sondern er wurde selbst aktiv, um gesund zu werden. Dies half ihm, sich schnell zu erholen. Ich verbrachte viele Stunden damit, an Rajits Seite auf der Veranda zu sitzen und mich mit ihm über verschiedene Ereignisse auszutauschen, einschließlich der Corona-Situation. Ich bin sicher, dass er sich nicht isoliert oder allein gelassen fühlte. Durch meine ständige Anwesenheit wollte ich ihn daran erinnern, dass

das, was ich fühlte, eine Realität war: dass Gott uns begleitet, egal was wir sind, wo wir sind – und dass er mit uns leidet und mit uns kämpft in unseren Kämpfen.

Als Bruder Rajits medizinische Behandlung abgeschlossen war und er sich wirklich gut fühlte, beschloss ich, ihn von Kalkutta zurück in seine Gemeinde in Baripada im Bundesstaat Odisha zu bringen. Doch die Grenze war bereits dicht, sodass er es alleine schaffen musste. Jetzt muss er sich in Baripada noch 14 Tage lang isolieren, vor allem um seiner selbst willen. Er braucht Ruhe, gutes Essen und keine Sorgen.

In Kalkutta musste ich auch an der Beerdigung einer Schwester aus dem kontemplativen Zweig unseres Ordens teilnehmen. Sie war nicht einmal sechzig Jahre alt. Ihr Ende kam sehr schnell: Sie entwickelte plötzlich Atemprobleme, der Arzt riet zur Einweisung in ein Krankenhaus – die Schwestern brachten sie zu einer Reihe von Krankenhäusern, aber es waren keine Betten frei. Schließlich holten sie sie nach Hause zurück. Am Morgen des nächsten Tages starb sie in der Gemeinschaft. Sie hieß Schwester Domina. Ihre Familie konnte nicht kommen, alle waren untröstlich. Einer unserer Brüder machte ein kleines Video von der Beerdigung und schickte es der Familie. Gestern erhielt ich dann die Nachricht vom Tod einer weiteren Schwester, die mit schweren Komplikationen in ein Krankenhaus eingeliefert wurde. Die Geschichte von getöteten Menschen, geretteten Menschen und Lebensspendern geht also weiter.

In Indien hat die Pandemie die Unfähigkeit der Zentralregierung – oder ihr Eigeninteresse, das sie viele Bürger vergessen lässt? – entlarvt. Die tausenden Toten, die auf den Straßen verbrannt werden, die Patienten, die in Krankenhäusern oder auf der Straße vor Krankenhäusern auf Sauerstoff warten – das sind Bilder, die jeden, der ein Gewissen hat, für den Rest seines Lebens heimsuchen werden. Welche Unmenschlichkeit des Menschen gegenüber der Menschheit!

Mach's gut, Martinda. Meine Gebete für Dich!

Bruder Prem Anand, 1. Mai 2021



ZUM INNEREN LEBEN

O, Herr, mein Gott ...

*Geistliche Texte von
Sophie Scholl (1921 – 1943)*

Ich habe mir vorgenommen, jeden Tag in der Kirche zu beten, damit Gott mich nicht verlasse. Ich kenne Gott ja noch gar nicht und begehe sicher die größten Fehler in meiner Vorstellung von ihm, aber er wird mir das verzeihen, wenn ich ihn bitte. Wenn ich ihn von ganzer Seele lieben kann, dann werde ich meinen schiefen Blick verlieren.

Wenn ich die Menschen um mich herum sehe, und auch mich selbst, dann bekomme ich Ehrfurcht vor dem Menschen, weil Gott seinetwegen herabgestiegen ist. Auf der anderen Seite wird mir dies dann immer am unbegreiflichsten. Ja, was ich am wenigsten an Gott begreife, ist seine Liebe. Und doch, wüsste ich nicht von ihr!

O, Herr, ich habe es sehr nötig, zu beten, zu bitten.

Ja, das sollte man immer bedenken, wenn man es mit anderen Menschen zu tun hat, dass Gott ihr wegen Mensch geworden ist. Und man fühlt sich selbst zu gut, zu manchen von ihnen herabzustiegen! Tagebucheintrag am 12.2.1942

Mein Gott, ich kann nichts anderes als stammeln zu Dir. Nichts anderes kann ich, als Dir mein Herz hinhalten, das tausend Wünsche von Dir wegziehen. Da ich so schwach bin, dass ich freiwillig nicht Dir zu-gekehrt bleiben kann, so zerstöre mir, was mich von Dir wendet, und reiße mich mit Gewalt zu Dir. Denn ich weiß es, dass ich nur bei Dir glücklich bin ... bleibe bei mir, o, wenn ich einmal Vater sagen könnte zu Dir. Doch kann ich Dich kaum mit „Du“ anreden. Ich tue es, in ein großes Unbekanntes hinein, ich weiß ja, dass Du mich annehmen willst, wenn ich aufrichtig bin, und mich hören wirst, wenn ich mich an Dich klammere. Tagebucheintrag am 29.6.1942

Manchmal, wenn ich den Namen Gottes ausspreche, will ich in ein Nichts versinken. Das ist nicht etwa schrecklich oder schwindelerregend, es ist gar nichts – und das ist noch viel entsetzlicher. Doch hilft dagegen nur das Gebet, und wenn in mir noch so viele Teufel rasen, ich will mich an das Seil klammern, das mir Gott in Jesus Christus zugeworfen hat, auch wenn ich es nicht mehr in meinen erstarrten Händen fühle.

Brief an Fritz Hartnagel, Ulm, vom 18.11.1942

(Zusammenstellung: Jakob Paula)